

Europa aus der Sicht der Amerikaner

Autor(en): **Molnar, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **44 (1964-1965)**

Heft 8

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den deutschen Außenhandel im allgemeinen und speziell für den verderblichen Einfluß der Zolldiskrimination. Die ganze Tragik der Entwicklung für die beiden beteiligten Staaten enthüllt der folgende Vergleich: von 1959 auf 1960, also in den Kinderjahren der europäischen Blockpolitik und den Anfangsgründen der Zollbenachteiligung war der deutsche Export in die Schweiz um 32,5% gewachsen, von 1963 auf 1964 ist er dagegen um 5,8% gefallen! Nicht gleichermaßen plastisch für die eingetretene Verlagerung, aber immerhin erschreckend genug sind die Ermittlungen über die Ausfuhr der Bundesrepublik nach den Wirtschaftsblöcken. Von 1962 auf 1963 sind die Lieferungen in die EWG um mehr als 20% und ist der Export in die Kleine Freihandelszone dagegen um nicht ganz 7,4% gestiegen. Auch im laufenden Jahr hat der Spaltpilz weiter gearbeitet: die deutschen Lieferungen in den Gemeinsamen Markt sind im ersten Semester 1964 um mehr als 18% gegenüber der Vergleichsperiode von 1963, diejenigen in die EFTA nur um 13,5% verstärkt worden.

Wir werden uns darauf einzustellen haben und damit abfinden müssen, daß mit der geplanten Vertiefung des Zollgrabens durch Westeuropa die Umschichtung in den Warenströmen sich fortsetzen und beschleunigen wird. Und das in einer Zeit, die für den freien Teil unseres Kontinents Einigkeit so nötig erscheinen läßt wie das tägliche Brot. Wenn an diesem bedauerlichen Zustand der Zwietracht überhaupt etwas tröstlich wirken kann, dann ist es die Hoffnung, daß endlich die steigende Zerrüttung des Güteraustausches in Westeuropa auch die intransigentesten unter seinen maßgebenden Politikern zur Vernunft zurückzubringen vermag.

Europa aus der Sicht der Amerikaner

THOMAS MOLNAR

Wir veröffentlichen den nachstehenden Aufsatz, der in anregender Weise einen wenig beachteten Aspekt der europäisch-amerikanischen Beziehungen beleuchtet, wobei wir uns bewußt sind, daß nicht alle Kenner der amerikanischen Verhältnisse mit seinen Interpretationen ganz einig gehen werden.

Die Redaktion

Amerika ist die Verneinung Europas; es gibt hiefür viele historische Gründe. Der Amerikaner hat den alten Kontinent verlassen, sei es, weil er verfolgt wurde — er nicht hoffen konnte, eine ihm konvenierende Stellung zu bekleiden —, er das Abenteuer liebte oder weil die unberührten Gebiete und deren

Möglichkeiten ihn in seinen Bann zogen. Aber diese Gründe sind nicht so wichtig; die neuen Bedingungen, die geographischen Verhältnisse, das Klima und das politische System verwandelten den Einwanderer und gaben ihm den Stolz, ein neuer Mensch zu sein. Seine Kinder sind bereits geborene Amerikaner; sie kommen in den ungeheuren Schmelztiegel der öffentlichen Schule und verstehen weder die Sprache, die Gewohnheiten und die Mentalität ihrer Eltern, noch deren Heimweh nach dem alten Europa. Wenn sie den Ozean überqueren, um das Land ihrer Vorfahren zu besuchen, oder wenn sie als Soldaten und Befreier auf dem «Kontinent» ankommen, so geschieht es eher mit der Neugier des Touristen als mit den pietätvollen Gefühlen des Pilgers.

Ich habe «Kontinent» in Anführungszeichen gesetzt, weil sich die Amerikaner dieses Wortes bedienen, wenn sie von Europa sprechen, obwohl ihr eigenes Land viel größer ist. Sogar für die alteingesessenen Bürger bleibt Amerika ein Abenteuer, also eine Insel, und vor allem ein dauerndes, auf das Unbekannte und die Utopie hin gerichtetes Erlebnis.

Europa ist der Kontinent, eine Welt, die überlebt, die es aber in Wahrheit nicht mehr gibt. Manchmal wird versichert, dieses Gefühl sei ganz neu, und Amerika habe noch vor fünfzig Jahren Europa gegenüber an einem Minderwertigkeitskomplex gelitten. Dann seien die beiden Kriege gekommen, und der junge Sprößling mußte einer alten, dekadenten und sterbenden Kultur zu Hilfe eilen; deshalb sei das Gefühl der Unterlegenheit der Gleichgültigkeit und schließlich dem Bewußtsein der eigenen Macht gewichen.

Aber eine solche Sicht der Dinge ist oberflächlich. Der adlige Grundbesitzer Hector de Crèveœur unterscheidet schon Ende des achtzehnten Jahrhunderts zwischen einem verfeinerten, allzu künstlichen Europa und seiner neuen Heimat, wo die Menschheit eine Möglichkeit der Verjüngung gefunden hat. Seit es ein amerikanisches Bewußtsein gibt, stellt Europa die Kraftlosigkeit und Erschöpfung dar und hat kein Mitspracherecht mehr in der Geschichte, die es im übrigen mit der Raserei seiner unsinnigen Kriege erfüllt hat. Während des ganzen 19. Jahrhunderts wurde nach Ansicht der Amerikaner der Beweis erbracht, daß Europa seine besten Kinder vertrieb, die sich in die offenen Arme der Freiheit flüchteten, deren Standbild man am Hafeneingang von New York errichtet hatte. Millionen von Menschen trafen ein: sizilianische Bauern, die in der Folge angesehene Bürger oder Mitglieder der Maffia wurden; Iren, die mit ihren Pfarrern die strenge, puritanische und jansenistische Auffassung des Katholizismus mitbrachten; fleißige und arbeitsame deutsche Handwerker; verdrießliche und dem Alkohol zugeneigte skandinavische Bauern; russische und polnische Juden schließlich, die ohne Übergang aus den Schrecken des Ghettos in ein Land kamen, wo auf einmal alles wunderbar möglich wurde.

Alle diese Leute wurden Amerikaner, aber sie haben einen unbewußten Groll bewahrt. Hier schwärt ein Abszeß, der nie ganz ausheilen wird, denn gleich einem verwöhnten Kinde liebt es der Amerikaner nicht, daß man sich

ein anderes Weltbild als das seine formt. Nun ist aber die Vergangenheit ein solch anderes Bild. Sicher wird Europa immer der Ort der «Kultur» und der Künste bleiben, und der Amerikaner ist darauf nicht eifersüchtig, denn seine Berufung liegt anderswo. Aber er wirft Europa seinen Mangel an Einheit vor, oder er ist erstaunt darüber, daß diese Einheit ein wenig gegen ihn zustande kommt. Als die französische Armee 1940 zusammenbrach, waren die Amerikaner bestürzt und fühlten sich betrogen. Aber sie verwahren sich auch gegen eine zu große Unabhängigkeit Frankreichs und sprechen von einer «agonisierenden Neueinschätzung», wie es John Foster Dulles 1954 und Kennedy und Johnson in jüngster Vergangenheit taten. Großbritannien ist die Schwesternation, auf die man am meisten hört und die man am meisten achtet; dennoch zögerte Washington nicht, sie bei der Suezkrise und kürzlich in Nassau zu erniedrigen.

Kurz: der Amerikaner bewundert, beneidet, verdächtigt und verwirft Europa — alles auf einmal. Vergessen wir nicht, daß sich das Land vom einen zum andern Ozean erstreckt; an der pazifischen Küste heißt das Ausland Japan, China und Indien; ein Echo aus Europa gelangt kaum dorthin. Auch dort herrscht noch eine Kultur nach westlichem Muster, eine ähnliche geistige Struktur und eine ähnliche Technik; aber wenn man einem jungen Studenten von den Schönheiten von Florenz, Rom oder Paris erzählt, so wird er die Augen aufsperrt: «Wie kann eine Stadt *schön* sein?» Denn in Amerika ist die Stadt nicht die *civitas* und nicht die Erde, die man mit den Vorfahren gemeinsam hat und die man immer wieder verschönert und mit Blut getränkt hat, sondern sie ist der Ort, wo eine Einwandererwelle zum Stillstand gekommen ist, ein Ort praktischer Nützlichkeit, den man wieder verläßt, wenn sich anderswo ein besserer Job bietet.

An der atlantischen Küste ist das anders: Paris ist nicht weiter entfernt als Los Angeles, und die Bevölkerung ist empfänglich für Ideen, die aus Europa kommen. Aber diese Ideen bleiben (wenn sie überhaupt spürbar sind) auf die Universitäten und die Konversation der Gebildeten beschränkt. Auf einer tieferen, instinktiveren Ebene sucht man die europäischen Reste eher auszu-tilgen. Zunächst mittels der Konkurrenz: man zählt die Besucher der Museen und Konzerte und vergleicht die Zahlen mit jenen des Louvre, des Britischen Museums oder der Uffizien. Man vergleicht die Schulen und die Zahlen der Schüler, die sie besuchen, die Hochschulvorlesungen, die neue Malerei und so weiter mit dem, was Europa in diesen Bereichen leistet, und man berechnet, wieviel Zeit nötig sein wird, um den Rückstand aufzuholen, sofern man sich nicht zur bereits errungenen Überlegenheit beglückwünscht. Amerika ahmt in höflicherem Ton die Russen nach: es versucht seine Überlegenheit auf allen Gebieten zu beweisen, wobei Europa als Bezugssystem gilt.

Jenseits dieser Konkurrenz liegt der eindeutige Wille, Europa abzulehnen und dadurch die Vergangenheit in Mißkredit zu bringen. In den Augen des

Einwanderers — und der Amerikaner, so sehr er sich auf die Zukunft richtet, bleibt ein Einwanderer — rechtfertigt sich die von ihm geschaffene Gesellschaft nur, wenn sie in jeder Hinsicht und nach allen Kriterien überlegen ist. Die Vergangenheit (das heißt Europa) ist verdächtig. Sidney Hook, ein hervorragender Philosophieprofessor, schrieb kürzlich, die Monarchie, der Adel und die Kirche hätten sich in Europa immer gegen die Emanzipation und den Fortschritt gestellt. Dieses wenig vertiefte Urteil entspricht dem allgemeinen Gefühl. Vor einigen Jahren stimmte eine Gruppe von Englischlehrern gegen die Shakespeare-Lektüre in den Mittelschulen. Shakespeare, so sagten sie, lebte in einer absoluten Monarchie. Jede Monarchie ist wesentlich faschistisch, deshalb spiegeln Shakespeares Stücke antidemokratische Ideen. (Der Vorschlag wurde durch Mehrheitsbeschluß abgelehnt.)

Die gleichen Ansichten herrschen mutatis mutandis vor, wenn es um das Europa von heute geht. Europa ist der Ort, wo verderbliche Ideen entstehen: Kommunismus, Faschismus, Gaullismus, Elitedünkel; es ist ein Herd der Unruhe für die anderen, denn die europäischen Nationen haben die Demokratie noch nicht in reiner Form verwirklicht. Der Soziologe Seymour Lipset möchte das amerikanische Schulsystem nach England verpflanzen, um, wie er sagt, einer Gesellschaft den Gnadenstoß zu geben, in der der traditionelle Respekt vor den Oberen den Fortschritt hemmt (der Tory Walter Bagehot nannte das im letzten Jahrhundert «reverential society»). Andere kritisieren Frankreich wegen seinem unstabilen Regime und sehen eine postgaullistische Ära voraus, in der junge, dynamische Manager die moderne Demokratie einführen werden, etwa nach dem Vorbild der Kennedy-Equipe. (So erhielt Jean-Jacques Servan-Schreiber anlässlich seiner Kandidatur in der Normandie eine halbe Seite eines begeisterten Kommentars in der *New York Times*.)

Bis Europa «ganz ins zwanzigste Jahrhundert eintritt», reisen die Amerikaner mit einer unentwirrbaren Mischung von Demut und Überlegenheitsgefühl hin, in der Art etwa, wie man das Grab seiner Großeltern besucht. Die Reaktionen sind vielfältig und charakteristisch: Die Religion Amerikas ist die *Information*. Deshalb sucht man in Europa Stoff für seinen *ladies' corner* oder für die Doktorarbeit. Ich erinnere mich an eine Lehrerin aus Detroit, die sich in Paris an der Rue d'Ulm über die öffentliche Gesundheitspflege erkundigen wollte; oder an drei junge Damen aus Minnesota, die in Delphi «das alte Griechenland» mit den Fingerspitzen berührten; oder an jene Dame mit Tochter im Zug zwischen Florenz und Venedig, die am Bahnhof eine Tasse Kaffee trank, um, wie sie sagte, den Italienern zu zeigen, daß nicht alle Amerikaner ihre Sitten und Gebräuche verachten.

All das weist darauf hin, daß der Amerikaner in Europa nie richtig zu Hause ist. Das gilt sowohl für den, der es bewundert (und ich kenne welche, die Europa lieben und mit metaphysischer Unruhe nach dem Ideal jagen), als auch für jenen, der es verachtet. Ihn ärgert, daß das alte Europa ein zu beladenes

und zu kompaktes Gebiet ist. Der missionarische Eifer, der so tief in der amerikanischen Seele sitzt, findet hier kein Betätigungsfeld. Die Europäer sind zu skeptisch und zu zynisch; sie haben alles gesehen, man kann ihnen keine Geschichten erzählen, und es nützt nichts, ihnen Utopien auszumalen. Es ist der ewige Dialog (oder besser das Fehlen des Dialogs) zwischen dem ehrbaren *Civis romanus* und dem Athener, der sich den Tugenden entzieht, die er predigt.

Deshalb wenden sich die Amerikaner lieber an die Nationen der dritten Welt (deshalb auch schätzen sie die UNO so hoch), die sie für gute Wilde halten, welche für die Lehren offen sind, die man ihnen mit den Dollars auszahlt. Hier ist alles klar und einfach: es handelt sich um unberührte Völker, die ihre Geschichte mit gerechtfertigten Revolutionen beginnen; sie entkolonisieren sich, weil sie frei sein wollen. In Europa dagegen kann alles wieder in Frage gestellt werden. So hat etwa der liberale und großzügige de Gaulle die Entkolonisierung mit dem Beifall Amerikas durchgeführt, predigt aber jetzt zum Hohn der menschenfreundlichen Amerikaner ein reaktionäres Europa.

Wenn es für die Europäer ein ungewohntes Amerika gibt, so gibt es für die Amerikaner ein beunruhigendes Europa, das sie verwirrt und in Verlegenheit bringt. Ein geeintes Europa wäre trotz der wirtschaftlichen Konkurrenz auf der persönlichen Ebene beruhigender. Aber was soll man mit einem so kleinen und so aufgespaltenen Stück Erde anfangen, das so oft die Geschichte durcheinander gebracht hat und sich immer noch weigert, vernünftig zu werden? Außer den bereits angedeuteten Minderwertigkeits- und Überlegenheitskomplexen sind gegenüber diesem widerspenstigen Europa zwei Haltungen möglich.

Die eine, seltenere, ist die der grenzenlosen Bewunderung. Im Alter von dreißig Jahren, manchmal früher, manchmal später, fühlt sich der intelligente und empfindsame Amerikaner plötzlich von der Massenzivilisation betrogen, die ihn umgibt. Diese äußert sich als lärmige Reklame, in einer durch leere Slogans bestimmten Lebensweise und in einem allgegenwärtigen Puritanismus, der die Unmittelbarkeit und das persönliche Denken verformt. Die Folge ist eine Auflehnung und die Flucht in das, was man «innere Emigration» nennt. Man löst sich von seinem Hintergrund, wird Kommunist, Beatnik oder Katholik und klammert sich an die sogenannten europäischen Werte. Man wird etwas wie ein Homer Thrace im Film *Jamais le dimanche*, jener Jude aus Brooklyn, den Jules Dassin so subtil verkörperte. Der Rebell kann sich nicht mehr von Paris, Rom oder einer griechischen Insel trennen, er wird zum Troubadour eines Gesangs, der nur auf dem Pflaster der Gassen von Toledo oder Florenz erklingt. Er ist seiner Heimat Amerika entfremdet; sein Vokabular kommt aus einer fremden Wirklichkeit, seine Leidenschaft sprengt den Rahmen protestantischer Wohlanständigkeit, und sein Stil schreckt die menschlichen Automaten der *suburbs*.

Viele Schriftsteller und Künstler gehören zu solchen Gruppen, deren berühmteste jene der *lost generation* war, der Hemingway, Fitzgerald, Dos Passos, Cummings, Malcolm Cowley und andere angehörten. Später kehrten alle heim; aber andere setzen ihre Wanderung fort, denn der Durst bleibt. Man will in Berührung mit einer Menschheit leben, die nicht besser und nicht schlechter, aber wärmer und menschlicher ist, und auch geprüfter, denn sie hat mehr gelitten und mehr begriffen.

Das ist natürlich die Haltung einer Minderheit. Die große Masse der Amerikaner löst sich täglich mehr von Europa. Auf den ersten Blick könnte man zwar das Gegenteil vermuten. Die Slogans füllen uns die Ohren mit internationaler Verständigung, Völkerfreundschaft und gegenseitiger Abhängigkeit; die Zahl derer, die «die große Rundreise» durch Europa unternehmen, steigt ständig an; die Schulen rechtfertigen den fremdsprachlichen Unterricht mit der Notwendigkeit der Verständigung zwischen den Nationen.

Und doch: seit 1921 begrenzen strenge Gesetze die Einwanderung; seit 1917, dem Jahr der ersten amerikanischen Intervention in einem europäischen Konflikt, werden sich die Amerikaner immer mehr bewußt, daß sie eine Nation und seit 1945 die größte Macht der Welt sind. Ihr missionarischer Zug hindert sie, ihren *sacro egoismo* laut zu bekennen; in Wahrheit ist ihnen aber das Ausland zutiefst gleichgültig und liegt tief unter dem Gipfel ihres neuen Ruhms.

Man erkennt hier zwei entgegengesetzte Richtungen, die man mit Hilfe historischer Beispiele verstehen kann. Die amerikanische Gesellschaft ist reich und gestattet sich den Luxus auf allen Ebenen und auf jede Weise (Kleider, Hauseinrichtung, Komfort, Reisen). Die zunehmende «Verfälschung» läßt sie all das entdecken, was Europa zu ihrem Wohlbefinden, ihrer Geschmacksverfeinerung, ihrer Bildung, der Weitung ihres Horizontes beitragen kann. Aber gerade dieser Überfluß zeigt dem Amerikaner, daß er mächtiger ist als die andern, daß der europäische und japanische Arbeiter ebenso wie jener aus Hongkong oder Brasilien für ihn arbeiten.

In der Folge wandelt sich sein Bewußtsein gleich jenem des Einwohners von Latium, der sich stufenweise bis auf den Gipfel der Weltherrschaft erhöht sah. Wie der römische Legionär, sein Vorfahre, ist der amerikanische G. I. überall, von Dharan über Saigon bis Berlin. Es wäre ein historischer Widersinn, wenn er sich nicht ein wenig als Meister, als Kolonisator (das Wort ist natürlich tabu) einer neuen Welt vorkäme.

Versuchen wir, Europa durch seine Optik zu sehen. Der «Kontinent» erscheint verkleinert, karglich und geschlagen. (Ein Student fragte mich einmal, wie es möglich sei, daß ein so kleines Land wie Frankreich mehr als achtzig Departemente habe.) Europa kann sich noch ein wenig bemerkbar machen, wenn ein de Gaulle einen Sturm im Wasserglas entfesselt; aber es hat seine Rolle in der Geschichte ausgespielt. (Die griechische und klassische Philoso-

phie habe Bankerott gemacht, lehren die Professoren von Fordham, der größten katholischen Universität. Amerika ersetzt sie durch die *Technik*, die von den Griechen und Europäern vernachlässigt wurde, die aber auf die Probleme der gesamten Menschheit angewendet werden kann.)

Indessen gibt es auch ein anderes Europa, das von den Russen organisiert wird. Die Franzosen, Italiener und Engländer denken wenig daran, weil sie die russische Präsenz bei ihren ungarischen, polnischen und baltischen Brüdern als eine temporäre Besetzung betrachten. Von Amerika aus gesehen ist diese Präsenz endgültig, denn Rußland, ob kommunistisch oder nicht, ist die einzige Großmacht, die die Vereinigten Staaten als solche anerkennen. Der russische Wille, die Hälfte Europas nach seinem Bild umzuformen, ist ebenso stark wie der analoge Wille Amerikas in anderen Teilen der Welt. Zwischen diesem doppelten Herrschaftswillen ist Europa oder das, was von ihm bleibt, ein zwar unruhiges Wesen, das aber im ganzen nur wenig Gewicht hat. Im amerikanischen Gesichtsfeld ist es nur ein «Konfliktgebiet», ein möglicher «Kriegsschauplatz».

Das hindert nicht, daß der Europäer, und vor allem der Intellektuelle, bei den Amerikanern ein großes Prestige genießt. Besonders der französische Besucher wird in schmeichelnde Bewunderung eingehüllt, und Hunderte von Studentengruppen im ganzen Land wollen wissen, wie er über die Vereinigten Staaten, die Frauen, die Sitten oder die Außenpolitik denkt. In den Schulen hat das Französische einen unbestreitbaren *snob-appeal*; der «kontinentale Akzent» und die «kontinentalen Manieren» erleichtern den Zugang zur guten Gesellschaft, ganz zu schweigen vom Erfolg bei den Frauen.

Aber die Vereinigten Staaten sind erwachsen geworden und haben den Genuß der Macht geschmeckt. Es ist ein starker Trank, der sich rasch durchsetzt, auch im einfachsten Haus. Das Betätigungsfeld dieser Macht ist weit; Präsident Roosevelt hat es als weltumspannend bezeichnet; und es ist eine Macht, die Amerika höchstens mit den Russen und Chinesen teilen muß. Inzwischen verlagert sich der Schwerpunkt des Landes (jener des wirtschaftlichen Aufschwungs und der Bevölkerungsdichte) nach dem Westen. Morgen wird Kalifornien der reichste und am stärksten besiedelte Staat sein, und bald werden die asiatischen Perspektiven die europäischen in den Hintergrund drängen.

Unter diesen Umständen könnte das heute verbündete Europa eines Tages ein Gegner werden, wenn es nicht die Rolle eines Abhängigen zu spielen gewillt ist. Auf jeden Fall schuldet das amerikanische Volk dem «Kontinent» nichts mehr; es organisiert sein Leben, denkt seine Probleme und folgt seinem Ehrgeiz, wie wenn es Europa nicht gäbe. Während die rechts- und linksgerichtete europäische Intelligenz sich ängstlich fragt, ob es ihr wohl gelingen werde, ihre Tradition und Kultur vor einer scheinbar unwiderstehlichen Amerikanisierung zu bewahren, nimmt der Amerikaner alles freundlich auf, was an seinen Küsten landet, von Albert Einstein bis zur Mona Lisa. Er tut dies zwei-

fellos, weil er sich auf jenen Gebieten bereichern muß, die er bisher vernachlässigt hat, aber auch deshalb, weil er sich stark, unangreifbar und expansiv fühlt. Amerika ist heute von jener harten (und aufreizenden) Substanz, aus der die großen Mächte und die großen Abenteuer bestehen.

Europa wird also einen immer kleineren Raum im amerikanischen Gesichtsfeld einnehmen. Die Brüderschaft, die Besuche, der Austausch werden bestehen bleiben, vielleicht sogar zunehmen. Aber Amerika wird immer weniger Geduld mit einem Europa haben, das sein Schicksal und seine Politik selbst bestimmen will. Seit 1945 erwarten die Vereinigten Staaten, daß sich die europäischen Nationen zu einer Föderation zusammenschließen. Beginnen sie heute die Wahrheit zu ahnen, daß sich Europa vielleicht nur unter der Herrschaft eines einzigen Willens, einer einzigen Hegemonie, einer einzigen Allianz vereinigen wird? Und daß eine aggressive Politik unerlässlich sein wird, um dahin zu gelangen?

Das ist es, was kürzlich ein Journalist in der *Saturday Evening Post* zu erklären versuchte, als er bemerkte, de Gaulle, ob er nun «gut» oder «schlecht» sei, müsse als Ausdruck und Symbol eines Europa verstanden werden, das sein Selbstvertrauen zurückerlangt habe. Es war ein Artikel von seltener Klarsicht, der aber nicht Schule machen wird. Denn auf der Ebene des Mannes von der Straße, der die friedliche Koexistenz und die *Fair-play*-Rivalität mit dem Kommunismus anerkennt, ist es de Gaulle, der sich dem Fortschritt entgegenstellt. Unterdessen wartet man in Washington auf das Verschwinden der alten Generation: Adenauer, de Gaulle, Franco, Salazar, und auf die Machtergreifung von Politikern wie Fanfani, Spaak und anderer, jüngerer, mit Bürstenschnitt, die alles modernisieren werden.

So denkt Amerika untergründig bereits an ein Europa, das es noch nicht gibt und vielleicht nie geben wird. Es ist im großen und ganzen ein amerikanisches Europa, wie die Stellungnahmen des *Time*-Magazins es zeigen: Supermärkte, Wolkenkratzer, Autobahnen, architektonisch kühne Flughäfen und ein Lebensstil, der sich dem allen anpaßt. Wenn Amerika die Welt anschaut, so sieht es sie bereits verwandelt.